

Im Einsatz für die Unbekannten

Von Mathias Orgeldinger

In einem anderen Leben wäre er vielleicht Comiczeichner, Musiker, Webdesigner oder Kriminalkommissar geworden. Doch Gibbongesänge im Züricher Zoo verleiteten ihn zur Primatenforschung. Nun lehrt Thomas Geissmann an der Tierärztlichen Hochschule Hannover.

Er zeichnet namenlose Wollmakis, analysiert die Duette von Schopfgibbons, bastelt an einem Gibbonnetwork im Internet und spürt neue Affenarten auf, die vom Aussterben bedroht sind. Urlaub macht er im Naturkundemuseum oder im tropischen Regenwald, Systematiker müssen Idealisten sein. Denn üppige Forschungsgelder gibt es nur für die "modernen" Biowissenschaften.

Dabei gäbe es genug Arbeit für die klassische Zoologie. Das Bild unseres Planeten ist viel lückenhafter als uns die digitale Medien- und Informationsgesellschaft vorgaukelt. Jahr für Jahr werden unbekannte Säugetierarten entdeckt. Zu den Neulingen 2001 zählt ein graubrauner Halbaffe aus Madagaskar, den Geissmann zusammen mit seinem Zürcher Kollegen Urs Thalmann als einfarbigen Wollmaki (Avahi unicolor) beschrieben hat.

Namenlos und gefährdet

Genau genommen wurden Exemplare dieser zirka ein Kilogramm schweren Lemurenart schon Mitte des 19. Jahrhunderts entdeckt. Das war damals gleichbedeutend mit er-

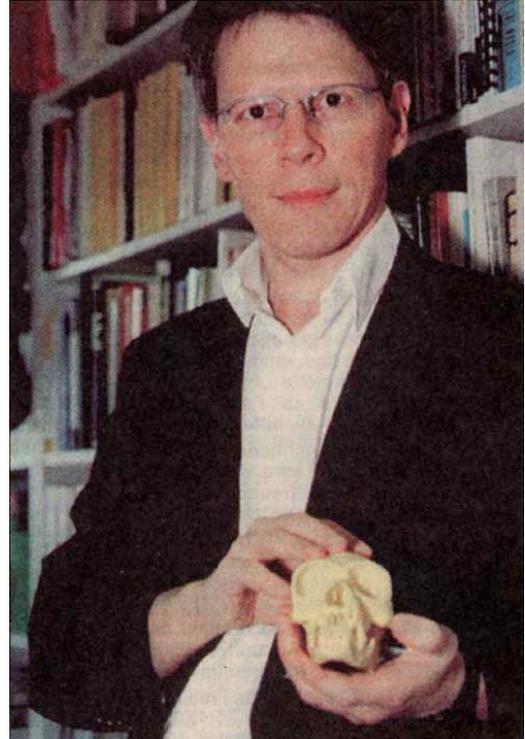


schossen, präpariert und im Museum aufgestellt. Und daran hat sich bis heute nichts geändert. "Das Typusexemplar einer neuen Tierart muss in einer öffentlichen Sammlung zugänglich sein", erklärt Geissmann. Daher klettert der zweite neue Wollmaki, den die beiden Primatologen beschreiben könnten, noch immer namenlos durch den madagassischen Wald. Namenlos bedeutet schutzlos. Ohne Gütesiegel gibt es keinen Platz auf der roten Liste.

Die Geschichte ist also reichlich verworren. Am besten folgen wir ihr chronologisch: Auf einer Forschungsreise in Westmadagaskar fotografierte Urs Thalmann 1990 im Tsingy-de-Bemaraha-Reservat einen kleinen Halbaffen, der in diesem Gebiet noch nie beobachtet wurde.

Kein Zweifel, das unscharfe Foto zeigte einen Wollmaki, der offenbar etwa 300 Kilometer weiter südlich vorkommt, als bisher angenommen. Die nachtaktiven Tiere ernähren sich vorwiegend von Blättern. Um die karge Nahrung aufzuschließen, benötigen sie viel Zeit zur Verdauung. Jedes Elternpaar mit Jungtieren beansprucht ein eigenes Territorium. In der Dunkelheit verständigen sie sich durch leise, pfeifende Kontaktrufe. Tagsüber schlafen sie zusammengekuschelt in einer Astgabel.

Ausgerüstet mit einem Nachtsichtgerät, gelang es Thalmann 1991 ein Tier in Bemaraha zu fangen, zu fotografieren und mit einem Sender auszustatten. Das Aussehen des Tieres schien von dem bisher bekannten Westlichen Wollmaki



Der kleine Wollmaki auf dem Bild oben links hat keinen wissenschaftlichen Namen, denn dazu müsste man ein Exemplar seiner ohnehin raren Art töten – und das wollen die Wissenschaftler Urs Thalmann und Thomas Geissmann (Bild oben) nicht verantworten. Einen anderen Bekanntheitsgrad haben die Weißwangen-Schopfgibbons (Titelbild und links). Die Mutter mit Baby turnt im Klettergarten des Bronx-Zoos von New York.

Fotos: Orgeldinger (2), Geissmann (1), Thalmann (1)

(*Avahi occidentalis*) abzuweichen. Um dies aufzuklären, besuchte Geissmann in den folgenden Jahren weltweit etwa 30 Museen, die Felle oder Körperpräparate von madagassischen Lemuren besitzen. Der Verdacht bestätigte sich: Während der westliche Wollmaki eine weißliche Gesichtsbehaarung aufweist, tragen

die Tiere aus Bemaraha ein dunkles Chevron-Zeichen auf der Stirn.

Obwohl die beiden Forscher nun wussten, dass sie es mit einer neuen Art zu tun hatten, die offenbar nur in einem kleinen Wald im Süden Westmadagaskars lebt, konnten sie ihr keinen wissenschaftlichen Namen geben. "Wir hätten ein Typusexemplar erlegen müssen, aber das

konnten wir aufgrund der Seltenheit der Tiere nicht vertreten", sagt Geissmann. Die Chancen der kleinen Halbaffen stehen schlecht. Madagaskars Bevölkerung wächst. Vermutlich wird das Tier ausgestorben sein, bevor sich die internationale Zoologengemeinde darauf verständigt hat, beispielsweise DNA-Analysen zur Dokumentation einer neuen

Art zuzulassen. Dann würde eine Kot- oder Haarprobe genügen, um das seltene Tier ins Bewusstsein der Öffentlichkeit zu rücken.

Bei der Museumsarbeit stellte sich aber überraschenderweise heraus, dass neben dem westlichen Wollmaki (*Avahi occidentalis*) und den Tieren aus Bematara noch eine weitere neue Art existiert, die eine geographisch isolierte nördliche Verbreitung aufweist und der alle markanten Gesichtszeichnungen fehlen. Diese neue Lemurenart konnte anhand eines halben Dutzend von Museumsexemplaren als Einfarbiger Wollmaki (*Avahi unicolor*) beschrieben werden; Typusexemplare waren ja vorhanden. Von dieser Art ist allerdings bisher nichts weiter bekannt als das Aussehen und die Herkunft der Museumsexemplare, die vor über 130 Jahren gesammelt wurden. Ob der einfarbige Wollmaki im Freiland noch existiert und wie groß sein Bestand ist, bleibt unerforscht.

Wie stark der Schutz eines Tieres von dessen Bekanntheitsgrad abhängt, zeigt das Beispiel der Menschenaffen. Zu den großen Menschenaffen zählen Bonobos, Schimpansen, Orang-Utans und Gorillas. Weitere zwölf Gibbonarten gehören zur Gruppe der kleinen Menschenaffen. Gibbonexperte Geissmann hat genau Buch geführt: Seit 1997 wurden im deutschen Fernsehen 26 Filme über die großen und nur drei Beiträge über kleine Menschenaffen ausgestrahlt. Ein Schnelltest beim Internetbuchhändler amazon.de ergab

54 Bücher über Gorillas, 17 über Orangs und 15 über Schimpansen. Kein einziges Buch hatte ausschließlich Gibbons zum Thema. Die kleinen schwanzlosen Hangelkünstler, die ihr Leben in der uns so vertrauten Kleinfamilie verbringen, hätten gewiss mehr Aufmerksamkeit verdient. Gerade weil sie in vielen Bereichen nicht minder menschenähnlich sind, als die medienverwöhnten Protagonisten vom "Planet der Affen".

Der Teufelskreis erinnert an das Dilemma des Hauptmann von Köpenick: "Wenn ick nich jemeldet bin, krieg ick keene Arbeit, und wenn ick keene Arbeit habe, da darf ick mir nich melden." Für Gibbonarten, die bei den Medien, Stiftungen und Naturschutzorganisationen nicht "gemeldet" sind, gibt es kaum Forschungsgelder. Wenn aber keine Wissenschaftler über die Tiere "arbeiten" und sie damit bekannt machen, sterben sie aus.

Die seltenste Art der Welt

Besonders dramatisch ist die Situation im früheren Indochina, das heißt in Vietnam und der gesamten Region östlich des Mekongs. Dort kommen vier Arten von Schopfgibbons vor. Selbst in den Naturreservaten sind die Tiere durch illegale Jagd und Zerstörung ihres Lebensraumes stark bedroht. In 56 Prozent aller vietnamesischen Waldgebiete, in denen früher einmal Gibbons zu Hause waren, sind sie

mit hoher Wahrscheinlichkeit bereits ausgestorben. Vom östlichen schwarzen Schopfgibbon leben vielleicht noch 20 Tiere auf der südchinesischen Insel Hainan. "Dieser Gibbon ist vermutlich die seltenste Primatenart der Welt", sagt Geissmann.

"Trotzdem ist es viel einfacher, Forschungsgelder beispielsweise für die viel weniger bedrohten Gorillas oder Schimpansen zu erhalten. Zudem ist es für die meisten Wissenschaftler unattraktiv, monatelang tropische Regenwälder nach einem Gibbon zu durchstreifen, der so selten ist, dass man nicht einmal weiß, ob er in dem Land überhaupt noch vorkommt. Das Risiko ist groß, ohne Daten zurückzukommen."

Erschwerend kommt hinzu, dass die Unterscheidung der Gibbonarten sehr aufwendig und umstritten ist. Vermutlich gibt es weltweit nur eine Handvoll Forscher, die genügend Wissen und Erfahrung besitzen, um die vielen Arten und Unterarten der kleinen Menschenaffen anhand von Fellmerkmalen und Gesangsunterschieden einordnen zu können. Damit sich dies ändert, webt Thomas Geissmann an einem internationalen Gibbonnetwork, das alle Spezialisten vereinen und die Präsenz der Gibbons in der Öffentlichkeit vermehren soll. Vielleicht kann ja das Internet dazu beitragen, dass die Positionen 5 bis 7 der menschlichen Verwandtschaftsskala überleben.